

WOLFS-BLAU

für

die



Grafschaft Glaz.

Redakteur: Meymann.

(Glaz, den 7. August.)

Druck von F. A. Pompejus.

Das Billard des Lebens.

Dem Billardspiele gleicht des Menschen Erdenleben;
Denn einer stößt ja stets auf eines Andern Ball,
Um Ehre oder Gold hienieden zu erstreben,
Und bringt ihn, wo und wie er es vermag, zu Fall.
Doch nur: wer wohl versteht auf Zielen sich und Stößen,
Kann der Gewinnende in diesem Streite sein.
Auch hier giebt Stümper es und Virtuosen;
Drum laß' der Schwache sich nicht mit dem Starken ein!
Der büßt es mit Verlust, wer Fehler macht und Risse;
Zwar mengt Fortuna sich wohl auch in diesen Strauß;
Wen sie beglückt, der trifft durch sogenannte Füchse,
Und lacht der Pfuscher dann den Künstler gar noch aus.
Doch das Vertrau'n auf Glück führt meistens in die Patsche.
Wer sich auf seine Günst allein verläßt, riskirt
Daß er, und noch dazu mit einem tücht'gen Matsche
Durch seiner Thorheit Schuld schmachvoll das Spiel verliert.
Geschicklichkeit nur läßt uns immer sicher gehen.
Auf den Acquit schon kommt, wie überall viel an;
Und selbst wenn wir schon noch am Ziel des Sieges stehen,
Wirft oft ein einz'ger Stoß uns wieder aus der Bahn.
Auch darf der Spieler nicht das Reglement verletzen,
Denn auch in diesem Punkt geht es wie in der Welt;
Wer Ruh und Ordnung stört, nicht fügt sich den Gesetzen,
Der hat verschuldet es, daß er in Strafe fällt.

Wohl ist's ein noble jeu, wenn Meister darum streiten,
Im Wettkampf ihrer Kunst, wer die Partbie gewinnt;
Doch kläglich ist es, wenn, (wie oft in unsern Zeiten)
Die streitenden Partein nur arme Schächer sind.
Verschieden sind auch hier die Spiele wie die Spieler;
Der Starke braucht zum Sieg als Waffe nur den Quene,
Und will er zeigen sich, als ganz besondern Zieler,
Bekämpft er seinen Feind, par Pistolet.
Der schwache aber nimmt zur Hülfe sich Maschinen,
Die Maße, das Tourné, auch muß ihm selbst ein Bock,
Obschon er ihn oft schießt, zu seiner Nothwehr dienen,
Indem er auf ihm sicht mit Ellen-langem Stock.
Dem Reichen wird es leicht in salvo sich zu bringen,
Der Arme liegt collé vom Unglück hart bedrängt;
Der Prahser prahlt den Sieg durch Sprengen zu erzwingen,
Doch läuft es übel ab, wenn er sich selbst versprengt.
Der Gauner wie bekannt, sucht überall zu schneiden,
Der Geizhals denkt nur drauf wie er sein Geld doublirt;
Den Händelsucher muß vor Allen man vermeiden,
Weil er mit Jedem der ihm nah't, corambolirt.
Auch in dem Spiele selbst giebt es viel Unterschiede;
Der spielt es à la Guerre, ein Anderer à la Chasse,
Der liebt es à la Ronde, der à la Pyramide;
Der Menschen Neigung wählt sich ja bald dies, bald das.
Am Liebsten spielt wohl Jeder Carambole,
Weil eine Dame man dabei erobern kann;
Und Caroline heißt, nach ihr, auch die Parole,
Mit der man streiten sieht hier Mann sich gegen Mann.

Doch groß ist die Gefahr, denn streng hält sie auf Sitte; Wer in den Winkel sie verfolgt, bereut es sehr; Sie läßt erobern sich nur auf des Kampffeld's Mitte, Und wer sich gar an ihr verläuft, der büßt es schwer. Wenn beide Gegner sich à quarante sept schon stehen, Entscheidet ein Point der Streitenden Geschick. Da sehn auch in der Welt wir oft es uns ergehen, Daß unser Schicksal hängt an einem Augenblick. Des Billards Bande gleicht den Banden auch im Leben; Bald stoßen sie uns ab, bald ziehen sie uns an. Ein guter Billardtisch muß sein vollkommen eben; So ist die eb'ne auch die beste Lebensbahn. Wie uns, zu Lust und Streit, das Spiel zusammen führet, Doch, ist es ausgespielt, die Spieler wieder trennt; Mit gleichem Wechsel auch das Leben uns berührt, Bis, scheidend uns, Freund Hein das Ende zuerkennt. Und wie nach der Parthie, die kleinen und die großen Streitbälle friedlich bei einander ruh'n im Loch; So ruhen, wenn wir durch das Leben uns gestossen, Wir auch, mit Feind wie Freund, in einer Erde doch.

Das Heiraths-Orakel.

(Fortsetzung.)

2.

Clementine Silberbach, geborne Bergquell, war dem Ziele ihrer Wünsche nun so nahe, daß sie es mit den Lippen erreichen konnte. Das heißt zu gut Deutsch: sie war mit Herrn Raimund Silberbach jun. bürgerlich-Ruchenbäcker, Pfefferküchler, wie auch Kämmerer zu Sternberg durch den Seegen des Pfarrers, itom der Kirche, heute ehelich verbunden und demnach in den ehrbaren Stand einer Ehefrau erhoben worden; und ob schon sie ihren Vaternamen darüber eingebüßt, so hatte sie doch einen andern Namen, der eben so gut ein Vaternamen war wie der ihrige, dafür empfangen, der ihr noch bedeutend lieber war; denn er gehörte erb- und eigenthümlich ihrem geliebten Manne. — Ach, nicht doch! — heute waren sie ja noch Brautleute, und der Kranz paradierte noch unversehrt auf ihrem jungfräulichen Haupte.

Gott sei Dank! da bin ich ja, wo ich sein will, beim — Kranze, der nicht nur etwas sehr Liebes für Mädchen und Bräute überhaupt erscheint, sondern auch eine bedeutende Rolle in diesem Kapitel spielt; der sogar die Veranlassung zur Bearbeitung der ganzen Historie geworden. Es ist nemlich in unserem lieben schlesischen Vaterlande gäng und gäbe, daß bei Hochzeiten, kurz vor dem Schlusse der Feierlichkeiten und vor dem Aufgange der Ehefreudensonne, der Braut der Kranz abgenommen wird, und man ihr die Augen ver-

bindet. — Die jungen — vielleicht auch betagte mitunter — Mädchen, welche zugegen sind, stellen sich dann um die angehende Hausfrau umher. Eine drehet sich mit ihr etliche Male im Kreise herum, um sie über die Richtung in Irrthum zu versehen, giebt ihr den abgenommenen Kranz in die Hand, und läßt sie in ihrer Blindheit stehen. Die Verhüllte muß nun im Finstern tappen und ein Mädchen haschen, das sie mit dem abgelegten Jungfrauenschmuck krönt, gleichsam um der Glücklichen, die das Loos trifft, eine Anwartschaft auf baldige Erreichung einer ähnlichen Seeligkeit, als worin die Kranzaustheilerin bereits schwebt, zu verleihen. Und wirklich herrscht der komische Glaube, daß diejenige, welche den Kranz empfängt, zuerst vor allen anwesenden Heirathskandidatinnen den Rang einer Braut erhält. Die eben definierte Ceremonie sollte auch heute stattfinden; Clementinen waren die Augen verbunden worden, sie hielt die Unschuld's-Flagge — den Kranz — in der Rechten, und steuerte graden Strichs auf Henriette Trachenberg, die sich im vorigen Kapitel mit ihrem Adolph über die heutige Hochzeit unterhalten, laß.

Wohl mochte das Herzchen sich freudig regen im jungfräulichen Busen; und mit einem Blicke, aus dem die höchste Glückseligkeit leuchtete, schaute sie nach ihrem Adolph, aus dessen Augen ihr eine Flammenglut entgegenstrahlte, die Beider Herzen in eine Wonne amalgamirte. —

Da — o Herzeleid und Jammer! — da saß der Kranz fest wie die Krone des Weltbeherrschers auf dem schwarzlockigen Scheitel — Aureliens, der sechszehnjährigen Tochter des Herrn Bürgermeisters Stanislaus Brodowski, und Alle, sammt der wieder sehend gewordenen Braut, jauchzten Glückwünsche der Heirathsberechtigten entgegen, sie umarmend und herzlich. — Auch die jungen Herrlein machten einen thätigen Gebrauch von dem allgemeinen Freudentaumel, und Mancher erhaschte ein wonniglich Küßlein von den Korallenlippen der heimlich Geliebten; denn in solchem Liebes- und Braut-Jubel konnte es Keinem sonderlich auffallen, wenn die jungen Vöckleins, so wohl Männleins als Fräuleins, dem Zwecke ihrer nicht buß- sondern küßfertigen und geübten Schnäbel entsprachen.

Nur Henriette Trachenberg stand bleich da wie Vianka, die Marmorbraut in der Oper: „Zampa,“ und war tief ergriffen durch das Unheil prophezeihende Ereigniß, daß der Kranz, der schon ihre sinnige Stirn mit den Spitzen der Myrthenblätter berührt, durch eine unvorhergesehene Wendung der Umhertappenden auf ein anderes Haupt gelangt war. — Adolph war gar zur Wachsfigur geworden. — Zwar gönnte Henriette der lieblichen Aurelie den Vorzug von ganzer Seele, und nicht die blasse Idee von Mißgunst erkeimte in ihrem sanften Taubenherzen; aber daß der Kranz sich von ihr gewendet hatte, da er ihr schon so nahe gewesen, das dünkte ihr ein böses Omen für ihre Liebe.

Schon waren der Wochen ein halbes Duzend ausgetreten aus dem Regimente der Zeit, und noch immer ängstigte sich das bekannte Beilchenhainer Liebespaar gar entsetzlich ob der unausbleiblichen Folgen jener argen Vorbedeutung; — denn Henriette hatte schon einen Geliebten, und Aurelien fehlte er noch heutigen Tages; — wie konnte das von einer unsichtbaren Macht gegebene Zeichen daher etwas Anderes bedeuten, als den jammervollen Tod eines der beiden Liebenden. — Hätte Aurelie auch schon einen Besizer ihres Herzens gehabt; dann wäre das ein ganz anderes Ding gewesen; da würde kein vernünftiges Liebespaar darob in große Angst gerathen sein, denn es hätte in letzterem Falle doch nur höchstens die Folge haben können, daß die Kranz = Empfängerin vielleicht einige Monate eher in den heiligen Stand der Ehe introduzirt werden würde. So aber hatte das eine verurtheilte Bewandniß. — Henriette war schon ganz abgehärtet, alles Leben, alle Fröhlichkeit von ihr gewichen, und an deren Stelle eine starre Abgespanntheit getreten. Stumm und schweigsam den trübten Blick zur Erde gesenkt, wandelte sie durch das Gärtchen; sie konnte selbst durch den Anblick und den Trost ihres Adolphs nicht emporgerichtet werden; ihr gewisser Tod schwebte ihr stündlich vor Augen, und es war vorauszu sehen, daß sie ihrem Kummer würde erliegen müssen. Die zärtliche Mutter, der ihre Kinder das höchste Gut der Erde dächten, die in deren Glücke in deren Heiterkeit ihre eigene Wonne fand, war nicht wenig betroffen, von dem Zustande ihrer geliebten Henriette.

Sie hatte mit eindringlichen Kraftworten der Tochter das Nürrische deren Uberglaubens bewiesen, hatte alle mögliche Argumente erschöpft, daß eine so offenbare Spielerei als die Kranzausheilung doch unmöglich einen Einfluß auf das Schicksal irgend Jemandes ausüben könne, und daß, wenn Henriette nun durchaus an Drafel und Mirafel, allen Vernunftgründen und der christlichen Lehre zuwider, glauben wolle, sie unzweifelhaft in dem bekantten Vorfalle nur einen Fingerzeig finden könne, daß Aurelie eher Braut sein würde, als sie; wenn auch die Erstere gegenwärtig noch nicht mit einem Liebhaber versehen sei, so könne sich dies wohl sehr schnell finden; habe sie selbst — die Mutter — doch mit ihrem seeligen Habakuk nur einen dreiwöchentlichen Umgang gepflogen, ehe sie ihm angetraut worden, und kein Mensch habe es glauben wollen. Ueberhaupt sei das Kranzorafel nur bezüglich auf das Heirathen, nicht aber eine Loosung über Leben und Tod; u. s. f.

So trüftig alle diese Gründe auch sein mochten, — kurzum, sie waren nicht vermögend, das eigensinnige Mädchen von seiner Ueberzeugung abwendig zu machen, und wenn Adolph alle Kraft seiner durch unbeschreibliche Liebe gesteigerter Beredsamkeit aufbot, so schaute Henriette, leise erröthend, nach ihm hin, schüttelte un-

gläubig ihr blondes Lockenköpfchen, preßte den Geliebten an ihren treuen Busen, als wollte sie schon mit dem Abschiednehmen von ihm und der Welt beginnen, und schwieg, während man ihr deutlich ansehen konnte, daß ihre Meinung dieselbe geblieben wäre. — Auch der Pastor, mit den kräftigsten Trostsprüchen der Religion vermochte nicht die Eisrinde, so das Herz der Dulderin umpanzert, zu thauen, und der Versicherung der jungen Frau Silberbach, durch die Binde gesehen und einen Scherz beabsichtigt zu haben, schenkte Henriette keinen Glauben; mit einem Worte, — es waltete Jammer und Elend in Beilchenhain. Adolph war ganz außer sich vor Liebeswehe über das Dahinwelken seines holden Bräutchens, er flehte fromm hinauf zum Vater über den Sternen, um Trost aus dessen segnender Hand; aber leider blieb es beim Alten, und er — der arme Adolph — war der Verzweiflung nahe.

Beschluß folgt.)

Geschichtliches über die Französische Nation.

Die Französische Geschichte stellt sonderbare Probleme auf. Es ist etwas Unerklärbares in dieser seltsamen Mischung von Gutmüthigkeit und thierischer Wildheit, von Verstand und Raserei, von Muth und Feigheit, die dem Schein nach Bestandtheile ein und desselben Charakters sind; Eigenschaften, die gewissermaßen das Recht geben, alles nur ersinnliche Gute und Böse von demselben zu sagen. — Besonders aber sehe man in diesen letzten Jahren auf eine erstaunungswürdige Weise aus dem National = Charakter hervorgehn, alle Contraste des menschlichen Herzens; jene Wunder von Seelengröße, die uns entzücken, so wie jene Scheusale von Verworfenheit, die uns empören. Wenn daher der Geschichtsschreiber dies Räthsel nicht auflöst, so wird die Nachwelt zwischen hoher Bewunderung und Abscheu schwanken. Unbegreifliche Bizarrierie. So viel Seelen = Adel und so viel Niederträchtigkeit keimten zusammen in einem Schooße. Dieselbe Nation zitterte und machte zittern.

Wir haben es versucht, uns diese Widersprüche zu erklären; allein es ist nicht leicht, bis zur Quelle einer Nation hinauf zu steigen, um bestimmen zu können, was der Lauf der Jahrhunderte und der Revolutionen für fremdartige Theile herbeigeführt — und mit den ursprünglichen Bestandtheilen vermischt hat. Manchmal machten wir uns das Vergnügen, in der Verschiedenheit der Figuren und Sitten den Stempel der verschiedenen Racen aufzusuchen, aus denen die Franzosen zusammengesetzt erscheinen. Diese sind eines Theils Abkömmlinge der Gallier.

Dieses Volk, die ältesten Eigenthümer des Bodens, waren gute Menschen voller Muth, Freimüthigkeit und Naivität. Die andern stammen von den Römern ab. Diese waren Eroberer, Menschen von festem Charakter

und einer unbeugsamen Politik. Noch andere kommen von den Franken her, das ein sehr lebhaftes, geistvolles Volk war. Dies sind die drei vornehmsten Zeugungs-Quellen der Nation, und man kann sagen, daß der Französische Charakter in der Reinheit seines Ursprungs eine Composition von Gallischer Gutmüthigkeit, von Römischer Stolz und von Fränkischer Lebhaftigkeit ist. Wir können nicht das Leben eines Ludwigs IX. eines Franz I. und eines Heinrichs IV. lesen, ohne diese Mischung auffallend zu finden. — Sollte man aber wohl glauben, daß ein Clement, ein Ravaillac, ein Louvel, zu derselben Nation gehörten und in ihren Adern Französisches Blut wie ein Sülly hatten? Man weiß das die Visigothen, die sich in Spanien niedergelassen hatten, auch die südlichen Provinzen Galliens besaßen, und selbst die Stadt Toulouse zum Sitz ihres Reiches machten. Die beiden Nationen vermischten sich nun, und so bekamen wir kleine Visigothen, welches eben kein großes Unglück war, denn diese Race hatte treffliche Eigenschaften.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Eine Dame wurde von ihrer älteren Schwester besucht und diese bei deren kleinen Tochter logirt. Beim Anskleiden legte die erstere Vieles ab, das sonst mit ins Bett genommen wird: nämlich ihr ganzes Haar, die Zähne, den Busen und cul de Paris ic. Das junge Mädchen sah aufmerksam zu und noch unbekannt mit solchem Nothbehelf und Toiletten-Kniffen entfloß es schreiend zur Mutter. Diese fragte erschrocken: „Mein Kind, weshalb schreist du denn so? — „Ach liebe Mutter“ war die Antwort des Kindes „ich fürchte mich, die Tante nimmt sich auseinander!“ —

Ueber Verschwiegenheit.

Man rechnete es dem deutschen Charakter sonst hoch an, treu, bieder und verschwiegen zu sein, auch vertrauliche Mittheilungen tief in der Brust, noch sicherer als unter Schloß und Riegel verwahren zu können. Dieser Vorzug der Deutschen ist denn allmählig bedeutend geschwunden. Allerhöchste und Höchste Verordnungen legen allen Beamten die größte Verschwiegenheit auf und so soll aus keinem Bureau, aus keiner Kanzlei oder aus dem Sessions-Zimmer geplaudert werden, bei Verwirkung der strengsten Ahndung gegen die Uebertreter dieses Verbots — die bis zur Entlassung aus dem Dienste gesteigert werden kann. — Sehe, höre, schweige! — Aber damit hat es bei uns gute Zeit

und können in Posten stehende ihre Pflicht erst so hinten ansetzen, wer kann es da manchen Kauf-, Wirths- oder Handelsleuten groß verargen, wenn ihre Conto-Bücher nicht immer Geheimniß bleiben und der den Rücken wendende Schuldner durchgehohlet und dem Publikum Preis gegeben wird. — Hier kann man annehmen: es ist Unverstand, indeß soll auch mit diesem Niemand Mißbrauch treiben. — Die armen Frauen werden nur zu oft der Mittheilungssucht beschuldigt, doch sind es Weiber und zu allen Zeiten Weiber geliebt, aber wir Männer sind der Masse nach schlimmer, unmännlicher und klatschfüchtiger geworden. —

Dixi.

Spenden.

Schlechter Reim.

Gläubiger. Mein Herr Poet, bezahl' Er mich!

Poet. Mein Freund, ich zahl' Ihm sicherlich,
Doch muß Er sich noch eine Zeit gedulden!

Gläubiger. Mein Herr, das ist ein schlechter Reim
— auf Schulden.

Rath.

Wenn Euch kein Mittel gelingt,
Die argen Verläumder zu beugen,
So bringe sie das zum Schweigen,
Was Hunde zum Schreien bringt.

Charade.

Die zwei ersten hört man oft am Morgen
Mit einem nahen Wörtchen stets vereint,
Es braucht es Jedermann, den Anstand zu besorgen;
Doch ist es leider öfters wohl nicht so gemeint.
Die Dritte liefert Stein, Erz, Holz und gold'ne
Trauben.

Den großen sprühet oft das Feuer aus den Hauben.
Das Ganze lebte einst in unsern Deutschen Landen
Und Kunst und Wissenschaft verdankt ihm äußerst
viel;

Die Bosheit legte es in schwarze Argwohnshanden,
Doch kühn erreicht' es drum sein schönes Ziel.

Auflösung der Charade in Nummer 31:

„Schleier — Leier — Eier.“

Hiezu eine Beilage.